

Was darf Satire?

von Günter Scholdt

Binnenpluralismus

Für die *Sezession im Netz* war der Jahresbeginn dadurch gekennzeichnet, daß in zwei markanten Fällen (Noltes *Späte Reflexionen* und Lichtmesz' »Die Schweigeminute«) deutliche Meinungsunterschiede in den eigenen Reihen zum Ausdruck kamen. Das mag mancher bedauern. Mir scheint es weniger bedenklich als natürlich und zudem als Beleg dafür, daß man, sozusagen »erwachsen« geworden, eine lediglich auf Außenwirkung bedachte harmonieselige Uniformitätsfassade für verzichtbar hält.

Zwar teilt die von der *Sezession* vertretene metapolitische Alternative zum Macht- und Medienkartell der Berliner Republik fraglos Grundüberzeugungen. Ich nenne stellvertretend Diagnosen wie die von der (durch die jetzige Parteiherrschaft nicht zu behebbende) gesellschaftlichen Fundamentalkrise, von der substantiellen Beschädigung der Meinungsfreiheit in Deutschland oder vom Nationaltrauma als stärkstem Hemmnis einer situationsangemessenen Tagespolitik. Aber diese im wesentlichen geistige Opposition ist selbstbewußt genug zur Einsicht, daß über diverse inhaltliche Details, Wertungen, Lösungen, politstrategische Fragen usw. zuweilen durchaus verschieden gedacht werden mag. Das Schreckbeispiel einer in Kernfragen des Staates parteiübergreifend quasi verordneten bundesrepublikanischen Offizialmoral, die ja nur künstlich durch massive Sanktionen aufrechterhalten wird, dient ihr als Lehre.

Gestritten wurde in den genannten Fällen um einer grundsätzlichen Klärung willen. Und ausschließlich in diesem Sinne möchte ich aus kurzem zeitlichen Abstand nochmals auf die Internet-Kontroverse von Weißmann und Lichtmesz zurückkommen. Der Anlaß war gewiß nicht belanglos, sondern gewichtig und respektabel wie die jeweils vertretenen Positionen und Werte. Von daher dürfen wir uns auch vom Ergebnis dieses Streits zukunftsorientierte Aufschlüsse erwarten.

Der Streitgegenstand

Am 23. Februar beschäftigte sich Lichtmesz in *Sezession im Netz* mit der landesweit proklamierten Gedenkfeier zu Ehren der laut polizeilichen Ermittlungen vom NSU Erschossenen. Er tat es auf eine hochironische Weise, die folgende Passage illustriert:

»Deutschland, 23. Februar 2012, Punkt 12 Uhr. Während die Kirchenglocken die Mittagsstunde einschlagen, erheben sich die Menschen in Deutschland, von der Waterkant bis zu den Alpen, vom Rhein bis an die Oder von ihren Sitz- und Stehplätzen, halten inne in ihrem Tun und Werken, in ihren Gedanken, Worten und Taten, schließen, sich besinnend, die Augen oder wenden sie gen Himmel.

Putzfrau putzt nicht mehr, Verkäuferin verkauft nicht mehr, Kindergärtnerin kindergärtnernt nicht; Rauchfangkehrer rauchfangkehrt nicht mehr, Bäcker bäckt nicht mehr, Pfarrer pfarrt nicht mehr, Bauarbeiter baut nicht, Lehrer lehrt nicht. Landesweit klappen Schulklassen behutsam ihre Rechenhefte und Lesebücher zu, erheben sich von den Sitzbänken und verharren in schweigender Andacht. (Allein K.s Kinder täuschen wieder einmal epileptische Anfälle vor.) Die Preßluftschlämmer und die Motoren der Busse stehen still.

Die Säge verharrt auf halbem Wege im Holz, der Span in der Luft. Der Kaffeebecher in der Hand des Zeitungsredakteurs stockt kurz vor der sonst so zynisch-kessen Lippe. Die Hand des Paketausträgers, dessen gespitzter Finger sich der Türklingel nähert, erstarrt jäh, als die Mittagsglocke ihr »Gedenk, o Mensch erklingen läßt.

Der Sezessionist, der gerade ein Buch über Massenwahn und kollektive Psychosen liest, hält inne in seiner frivolen Lektüre. Der Nahverkehr der großen Städte ruht, als hielte auch er den Atem an vor Erschütterung und Trauer, Betroffenheit und Empörung. Jedes einzelne angehaltene Rad und Zahnrad schreit es zum Himmel: Nie wieder!«

Der Text endet so ruppig wie effektiv mit dem die offizielle Staatstrauer hinterfragenden Satz: »Und i muaß jetzt glei speibn.« Noch am selben Abend distanzierte sich Karlheinz Weißmann im Netz von diesem Text mit der knappen Begründung, er halte ihn für »geschmacklos« und für einen »Fehler«. War er dies?

Lichtmesz' Beitrag ist eine Satire, das heißt eine Textgattung, die mit literarisch pointierenden Mitteln soziale Mißstände aufspießt. Zudem nutzt der Verfasser – man könnte ihn von der Technik her geradezu einen Karl Kraus des

Internets nennen – die besonderen Wirkungsmöglichkeiten der Dokumentarsatire. Nach späteren Angaben bestehen sogar vier Fünftel seines Blogbeitrags (einschließlich seines provokanten, von Henscheid entlehnten Satzes) aus Originalzitaten: vor allem aus Textergüssen von DGB, BDA und dem *Stern*. Der Autor reagiert damit auf spezifische Schwierigkeiten nicht zuletzt für heutige Satiriker, eine absurde, teils völlig aus dem Ruder gelaufene Realität erzählerisch überhaupt noch zu steigern. Seine Montage von (verfremdeten wie unverfremdeten) Zitaten belegt per se sinnfälligerweise den politisch erwünschten und in Serie produzierten, höchstgradig kitschigen Betroffenheitskult.

Darf Satire alles?

War das »geschmacklos«, wie Weißmann meint? Ein angesichts der Trauer-Umstände zu starker Tobak? Bedienen wir uns zur Problemlösung im Lager der momentanen kulturpolitischen Orthodoxie! Halten wir uns an Kurt Tucholsky, einen Fachmann der spitzen Feder und scharfzüngigen Attacke, der nach allen Kriterien gegenwärtiger Hochschätzung gewiß als bestens legitimer Gutachter akzeptiert ist. Sein Artikel von 1919 heißt sogar und beschäftigt sich zentral mit unserer Fragestellung »Was darf die Satire?«

Tucholskys Antwort resümiert zunächst die bis heute nicht ganz unbefangene Rezeption dieses Genres in Deutschland:

»Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.

Satire scheint eine durchaus negative Sache. Sie sagt: »Nein!« Eine Satire, die zur Zeichnung einer Krieganleihe auffordert, ist keine. Die Satire beißt, lacht, pfeift und trommelt die große, bunte Landsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist.

Satire ist eine durchaus positive Sache. Nirgends verrät sich der Charakterlose schneller als hier, nirgends zeigt sich fixer, was ein gewissenloser Hanswurst ist, einer, der heute den angreift und morgen den.

Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.

Die Satire eines charaktvollen Künstlers, der um des Guten willen kämpft, verdient also nicht diese bürgerliche Nichtachtung und das empörte Fauchen, mit dem hierzulande diese Kunst abgetan wird.

Vor allem macht der Deutsche einen Fehler: er verwechselt das Dargestellte mit dem Darstellenden. Wenn ich die Folgen der Trunksucht aufzeigen will, also dieses Laster bekämpfe, so kann ich das nicht mit frommen Bibelsprüchen, sondern ich werde es am wirksamsten durch die packende Darstellung eines Mannes tun, der hoffnungslos betrunken ist. Ich hebe den Vorhang auf, der schonend über die Fäulnis gebreitet war, und sage: »Seht!« – In Deutschland nennt man dergleichen »Kraßheit.«

Es folgen zahlreiche (von mir übergangene) zeitgenössische Beispiele, und sein Schluß gipfelt in einem Plädoyer für die als heilsam empfohlene deftige Schreibweise:

»Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokalrichtungen einen ständigen Eiertanz. Das ist gewiß recht graziös, aber auf die Dauer etwas ermüdend. Die echte Satire ist blutreinigend: und wer gesundes Blut hat, der hat auch einen reinen Teint.

Was darf die Satire?

Alles.«

Diese Auffassung hat manches für sich. Lediglich seine Schlußpointe halte ich für eine effektvolle Übersteigerung. Dabei will ich gewiß keine noch stärkere Gesinnungszensur anregen, als sie im gegenwärtigen Deutschland ohnehin herrscht, von gesetzgeberischen Initiativen zu schweigen. Aber eine Generallizenz für jedwede Attacke, Schärfe oder Verletzung möchte ich ebensowenig erteilen. Denn auch das Schrille hat sich zu rechtfertigen. Nicht jede Abgeschmacktheit eines auf Sensationen getrimmten Regisseurtheaters brauchen wir zu billigen. Nicht jede Witzelei eines Amüsierpöbels, wie sie uns die Quotenjagd heute gängiger TV-Comedys und -Satiren beschert. Dagegen sollten wir aus eigenem Anspruch Grenzen setzen und einen unter die Haut gehenden satirischen Angriff nur insoweit legitimieren, als er durch ein ebenso gewichtiges Anliegen und Ethos gedeckt wird. Ist das gegeben, mögen die Fetzen fliegen. Und weil diese auf Zuspitzung gründende Kunstform stets vereinfacht, sei in Kauf genommen, daß auch mancher getroffen und in seinen Empfindungen und Werten verletzt wird, dessen Handlungsmotive weniger verächtlich sind als die seiner befehdeten Umwelt. Dazu nochmals Tucholsky:

»Übertreibt die Satire? Die Satire muß übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerichtet. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird, und sie kann gar nicht anders arbeiten als nach dem Bibelwort: Es leiden die Gerechten mit den Ungerechten.«

Ein Beispiel aus historischer Distanz und dem linken Lager möge dies verdeutlichen: Vielen religiös geprägten Zeitgenossen zwischen den Weltkriegen mochte Grosz' »Christus mit der Gasmaske«, über den sogar in einem Gotteslästerungs-Prozeß verhandelt wurde, als üble Blasphemie erscheinen. Anderen, die den Krieg meist nicht gewünscht hatten und lediglich aus Pflichtbewußtsein ertrugen, galten Tucholskys militärkritische, radikalpazifistische Ausfälle gegen die von ihm bekämpften »Stützen der Gesellschaft« als maßlos und unangebracht. Doch wie immer man in dieser Frage politisch, historisch oder ästhetisch stehen mochte, eines konnte man den beiden Provokateuren gewiß nicht absprechen: ein gesellschaftliches Anlie-

gen von hoher Wertigkeit. Denn so respektlos, grobschlächtig und verletzend der Einsatz mancher ihrer Mittel wirken mochte, das Anliegen, ein zweites großes Völkermorden zu verhindern, war ein bedeutendes. Dergleichen Verstöße gegen das sittliche oder religiöse Empfinden hat eine aufgeklärte Gesellschaft zu ertragen.

Damit zurück zu Lichtmesz. »Geschmacklos« wäre sein Beitrag, wenn er sich lustig gemacht hätte über die Trauer der Hinterbliebenen. Inakzeptabel, wenn er eine Art »klammheimliche« Freude empfände, wie es seinerzeit in der relativ verbreiteten RAF-Sympathisantenzene zum guten Ton gehörte, als es zum Beispiel einen Generalbundesanwalt traf. Nichts von alledem findet sich in Lichtmesz' Text, auch kein Bonus oder Malus für eigene oder fremde Opfer. Statt dessen attackiert er kollektive Heuchelei, Doppelmoral samt ihren verhängnisvollen innenpolitischen Konsequenzen sowie politische Instrumentalisierung. Er verfolgt damit wahrlich ernsthafte gesellschaftliche Erziehungsziele, die auch eine bitterböse Satire rechtfertigen, selbst wo sie in mißverständlicher Auslegung Pietätsgefühle verletzen könnte.

Auch der drastische Schlußsatz schreckt mich nicht, sondern erinnert mich an die Beerdigung eines mir nahestehenden Kollegen. Damals produzierte sich ein soeben ins Land gekommener Funktionsträger, der den Toten allenfalls Minuten gekannt hatte, durch eine so peinliche, schmierenkomödiantische Geste am Grab, daß ich sie mein Lebtage nicht vergessen werde. Sein Gesichtsausdruck war – bei gleichzeitig effekt-hascherischem Lauern in den Augenwinkeln – so schmerzverzerrt, als laste das ganze Leid dieser Erde auf seine Schultern. Auch damals hatte ich das Gefühl, ich müsse kotzen.

Kult und Macht, oder »Wenn zwei das Gleiche tun ...«

Spricht aber nicht viel grundsätzlicher aus höherer Moralität doch manches dafür, auf dem Friedhof allen tagespolitischen Meinungsstreit zu verbannen und auch die satirischen Klängen zu senken? Eine mir äußerst sympathische Vorstellung, nur leider im geschichtspolitischen Raum völlig unüblich. Von Cäsars bis Lenins oder Maos Begräbnis, von Antigone, die im Mythos ihren gefallenen Bruder bestattet, bis zu Reagans Bitburg-Besuch erweist sich der öffentliche Umgang mit Toten stets auch als aktualitätsbezogene Demonstration der jeweiligen Macht, die dem Gegner, wenn der nicht kapitulieren will, eine Stellungnahme geradezu abverlangt.

Im Totenkult erfolgen durchweg Auf- und Abwertungen gemäß jeweiliger politischer Tagesvaluta, von Liebknecht und Rosa Luxemburg über Schlageter bis zur »Blutfahne« der beim Münchner Putsch Erschossenen. Weltkriege, Revolutionen oder Pogrome bieten weitere Gelegenheit zu vielfältigen Gräber-Hierarchien, wobei bereits Jüngers Modellstaat seiner *Marmorklippen* das schäbige Muster beschreibt, nach dem nur die Opfer des eigenen Lagers für würdig befunden werden:

»Den Mord vermochten sie nur auf der Gegenseite zu erkennen, und dennoch war bei ihnen rühmlich, was dort als verächtlich galt. Während ein jeder die anderen Toten kaum für würdig hielt, bei Nacht und ohne Licht verscharrt zu werden, sollte um die Seinen das Purpurtuch geschlungen werden, es sollte das Eburnum klingen und der Adler steigen, der das Lebensbild der Helden und Seher zu den Göttern trägt.«

Und knapp 70 Jahre später heißt es in Reiner Kunzes »nachricht von der menschheit«:

»Ein unermessliches leid
verwies
ein unermessliches leid
auf die tiefere stelle am mast
und sprach:
Meiner trauer
ist keine trauer ebenbürtig
Da faltete das
auf die tiefere stelle verwiesene
unermessliche leid
seine trauer zusammen
und ging
in die einsamkeit seiner toten.«

Bei solchen An-, Aufrechnungen oder Degradierungen laufen (Geschichts-)Politiker der Moderne geradezu zur Hochform auf. Und die Toten sind sozusagen das Salz in der mit Tagesinteressen gewürzten Suppe, anders gesagt: ihr wichtigstes humanes Spielkapital auf den Kommunikationsbörsen dieser Welt zur Fundierung von wirtschaftlichen, politischen und zahlreichen anderen Forderungen. Das dabei verursachte endlose Gezerre läßt sich zuweilen nur mit einem gehörigen Schuß Sarkasmus ertragen. Denn zweifellos gibt es modische und unmodische Tote, privilegierte und unprivilegierte, worüber gegebenenfalls Regierungen, Gerichte und nicht zuletzt Medien nach aktuellen Opportunitätskriterien entscheiden.

Was zählen etwa 100 Millionen weltweit Ermordete, sofern sie angeblich einem Menschheitstraum dienen, angesichts anderer Opfergruppen, die keine Sympathisantenlobby für sich mobilisieren können? Warum stehen einige Tote im Bewußtsein aller Deutschen ganz oben, andere nicht? Wie klassifiziert sich ein erschlagener Balte, Ukrainer oder Armenier im Aufmerksamkeitsranking? Warum werden etwa afrikanische Genozide, was Weltöffentlichkeit betrifft, eher zu Discountpreisen gehandelt, zählen umgekommene deutsche Vertriebene kaum, Bombenopfer praktisch gar nicht? Wann wird man staatsaktswürdig, wann auf keinen Fall? Man stelle sich vor, es wären bei der Bestattung von Mundlos oder Böhnhardt solche Reden gehalten worden wie am Grab von Baader, Meinhoff, Ensslin oder Holger Meins. Vielmehr ist solches hier und heute etwa genauso unvorstellbar wie ein bundesrepublikanischer Justizminister, der sich bei den Angehörigen getöteter Deutscher für verfehlt Langmut und

Nachlässigkeit entschuldigte, mit der die Sicherheitsbehörden ausländischer Haßkriminalität begegnet sind.

Und auch in Literatenkreisen weiß man ganz genau, was man hierzulande darf und was nicht. Als 1969 Ludwig Harigs »Staatsbegräbnis« über den Äther ging, eine satirische Montage von Trauerreden und Reportagen während Adenauers Totenfeier, erregte sich zwar noch der Intendant des Saarländischen Rundfunks, aber die Kritik feierte den Tabubruch fast einhellig als Meilenstein bundesrepublikanischer Hörspielentwicklung. Spätere Lobredner dieses zweifellos gekonnten und reizvoll-provokativen Texts habe ich durch die Rückfrage verunsichert, was wohl geschehen wäre, wenn ein Autor das gleiche künstlerische Verfahren etwa bei Bubis' Begräbnis angewandt hätte. Kurz: Ein herrschaftsfreier Raum ist auch der Friedhof mitnichten. Und so darf es auch dem Satiriker nicht verboten sein, auf diesem Kampffeld für die jeweils Schwächeren Partei zu nehmen.

Der taktische Aspekt

Was richtig ist, muß nicht klug sein. War Lichtmesz' Veröffentlichung zu diesem hochsensiblen Anlaß ein Fehler? Unter schlicht parteitaktischen Gesichtspunkten möglicherweise. Denken wir etwa an Brechts politstrategische Anweisung seiner *Maßnahme*:

»Wer für den Kommunismus kämpft, der muß kämpfen können und nicht kämpfen; die Wahrheit sagen und die Wahrheit nicht sagen; Dienste erweisen und Dienste verweigern; Versprechen halten und Versprechen nicht halten.

Sich in Gefahr begeben und die Gefahr vermeiden; kenntlich sein und unkenntlich sein. Wer für den Kommunismus kämpft, hat von allen Tugenden nur eine: daß er für den Kommunismus kämpft.«

Nun ist aber die Szene um die *Sezession* gewiß keinem vergleichbaren Machtzynismus verpflichtet. Und nichts liegt mir ferner, als Weißmanns Vorwurf in solch dubiosen Umfeld zu verorten. Vielmehr nehme ich seine Bedenken durchaus ernst und deute sein Urteil als Resultat einer Handlungsparadoxie. Denn grundsätzlich dient man zur Zeit der gemeinsamen Sache sicher am besten, wenn man mutwillige Militanz oder Schroffheit meidet. Erschreckt diese doch allzu leicht potentielle Verbündete angesichts einer völlig verhetzten Umwelt, in der man sich die politische Rechte offenbar weitgehend als Abkömmlinge Transsilvaniens vorstellt mit Schaum vorm Mund und Killer-Dolchen zwischen den Zähnen.

Aus vielfacher Anschauung ist mir hinlänglich bekannt, wie viele Widerstände – sprich: (panische) Ängste – zu überwinden sind, bis ein durch heutigen Journalismus Sozialisierter sich auch nur darauf einläßt, alternative Argumente anzuhören, die gemäß Mainstream als kontaminiert gelten. Auch solche möglichen Bündnispartner wollen also bedacht sein. Denn die Ver-

breitung unseres Einflußterrains über ein kämpferisches Zentrum hinaus bleibt unverzichtbare Zukunftsaufgabe, wenn wir wenigstens in kleinen Nischen auch aktuelle Wirkung anstreben. Dabei sei am wenigsten an Politiker oder Journalisten gedacht. Denn auch für Samtpfötchen-Beiträge erteilt das gegenwärtige Kommunikationsimperium keinen Wohlverhaltensrabatt. Wir befinden uns schließlich nicht in der Sphäre freier Gedanken, sondern der der Macht. Und man unterhält nicht umsonst kostspielig Tausende von ideellen Trüffelschweinen auf der Ketzersuche.

Solch mißliche Ausgangslage, in der bereits seit Jahrzehnten der Gegner die propagandistische Lufthoheit besitzt, steigert wiederum die Neigung, sich zuweilen mit einem veritablen publizistischen Wutausbruch wenigstens persönlich zu befreien. Zu lange schon triumphieren in der politisch-medialen Öffentlichkeit die Unverantwortlichen, Halbdenker und Prasser: die geballte Arroganz, Ignoranz und Infamie, die sich auch noch anmaßt, die wenigen Nonkonformisten intellektuell und moralisch zu belehren alias zu disziplinieren. Bis zum Letzten reizen und kosten sie es aus, »gewonnen« zu haben, was zwar nicht für ihr Land, gewiß aber für sie persönlich gilt. Sollen wir angesichts eines solchen Ärgernis, um einer nebulösen Zukunft willen, auch noch die Zähne zusammenbeißen?

Lichtmesz hat dies nicht getan und dabei vielen aus der Seele gesprochen. Doch ist dieser kurzfristige Wohlfühleffekt nicht zu teuer erkauft, wenn er mittelfristig schadet? Wenn er uns in die gefährliche Nähe von (z.T. strafrechtlich unterfütterten) Verdächtigungen bringt? Wenn die mediale Korrektheitswalze bereits rollt? Nun, ich fürchte, es gibt in dieser Frage keinen großen Entscheidungsspielraum, wenn wir Profil bewahren wollen. Denn was der Autor satirisch verteidigt hat, war ideale Kernsubstanz, die nicht mehr zur taktischen Disposition stehen darf. Sein Einspruch gegen emotionale Erpressung, politischen Bekennniszwang, Marionettenmoral, tränenreiche Heuchelei, Mea-culpa-Kult mit verhetzender Wirkung auf unangepaßte Volksgruppen – *in summa*: totalitäre Gesinnungslenkung im Dienst multiethnischer Illusionen – berührt unser zentrales Anliegen.

Dieser seit 1945 eingeblauten BÜßerhaltung, die sich inzwischen verselbständigt hat, in substanzlosem Alarmismus alles und jedes erfaßt und uns auch in der politischen Gegenwart keinen klaren Gedanken mehr fassen läßt, gilt der Kampf als dem Erzübel einer Kollektivpanik mit Weiterungen in zahllosen Bereichen. Nicht aus Mitleidlosigkeit, sondern eher Mitleid mit den Getriebenen einer von traumatisierten Sentimentalen und ihren Nutznießern gepeitschten Hammelherde. Aus solcher Gefühlsgemeinschaft auszusteigen, ist Sezession pur. Das mag gefährlich sein, weil es Denunzianten verlockende Beute verheißt. Aber gefährlich ist auch der Massenwahn.

Nolte, Nexus und Nasenring

von Thor v. Waldstein

Die im Anschluß an die von Siegfried Gerlich verfaßte Rezension der beiden zuletzt erschienenen Bücher Ernst Noltes von Siegfried Gerlich, Thorsten Hinz und Stefan Scheil bestrittene Debatte (*Sezession* Nr. 45 und 46) hat deutlich gemacht, wie ambivalent der Blick auf das Werk des im 90. Lebensjahr stehenden Geschichtsdenkens sein kann. Das spricht nicht zuletzt für den Autor Nolte, dessen Feder es offensichtlich gelungen ist, geistige Attraktion für ganz unterschiedliche historische Denkansätze zu entfalten. Dieser Befund deckt sich mit der Erfahrung des Verfassers dieser Zeilen, der fast jedes Werk Noltes gerade wegen dessen nüchtern-sezierendem Stil mit Gewinn gelesen hat, obwohl er die Anhänglichkeit Noltes zu dem »liberistischen Individuum« bzw. zu dem von diesem verkörperten »liberalen System« weder teilt noch versteht. Was aber bei jedem, der Nolte gerecht werden will, bleibt, ist der Respekt vor der souveränen Stoffbeherrschung, vor einer bewundernswürdigen Lebensleistung und vor der Unbeirrbarkeit, mit der Nolte die eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Thesen gegen das Meer der bundesdeutschen Anfeindungen spätestens seit dem Habermas-Skandal 1986 (dem sogenannten »Historikerstreit«) verteidigt hat. Und damit sind wir schon bei dem, was bei dem »*Sezession*-Autorenstreit« vielleicht etwas zu kurz gekommen ist: nämlich der Erforschung der – eminent politischen – Frage, weswegen Ernst Nolte heute in der Bundesrepublik ein historiographischer Paria ist, der unter dem Verdacht des »Verfassungsfeindes« steht (Stefan Breuer) und dessen Werke wertfrei oder gar positiv zu zitieren der beste Weg sein dürfte, die eigene akademische Karriere gegen die Wand zu fahren. Hat diese Stigmatisierung allein mit mißliebigen wissenschaftlichen Erkenntnissen Noltes zu tun oder offenbart die Causa Nolte nicht vielmehr polit-psychologische Wirkmechanismen, die für das Verständnis des Staates, in dem wir leben, von nicht unmaßgeblicher Rolle sind? Hat Nolte mit seiner zentralen These von dem Kausalnexus zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus möglicherweise an Tabus der »Vergangenheitsbewältigung« gerüttelt, die in tieferen Bewußtseinsschichten der *homines bundesrepublicanenses* fest verankert sind?

Bekanntlich war es Armin Mohler, der sich 1968 – pikanterweise veranlaßt durch ei-

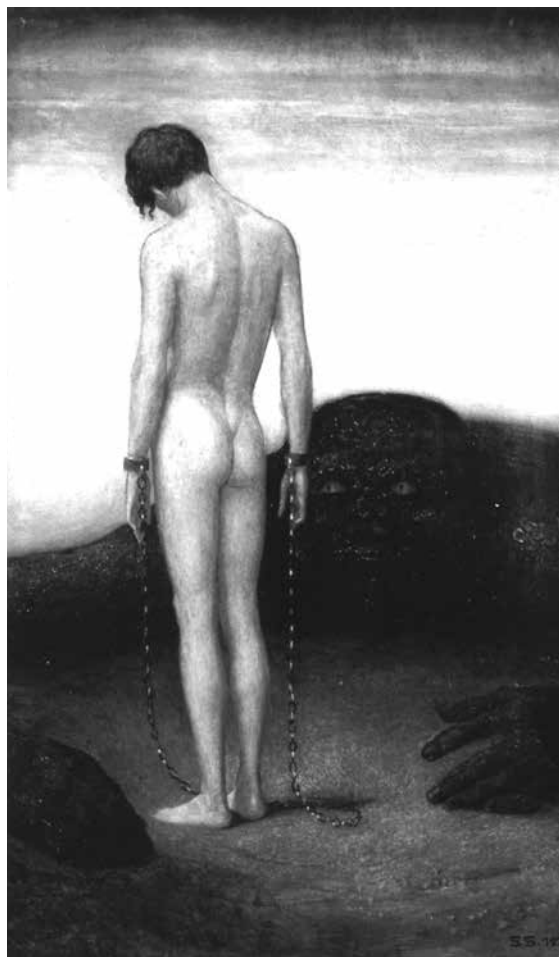
nen Auftrag der Bonner Ministerialbürokratie – erstmals gründlich mit dem Phänomen der Vergangenheitsbewältigung befaßte. 1989 widmete er sich demselben Thema erneut und legte im einzelnen dar, wie die Deutschen seit 1945 am Nasenring der Vergangenheitsbewältigung vorgeführt werden. Ausgangspunkt Mohlers war zunächst die Feststellung, daß es weder möglich noch wünschenswert sei, daß ein Volk seine Vergangenheit bewältige. Nicht nur jedem Individuum, sondern auch einem Volk sei ein Recht auf Vergessen zuzubilligen. Diejenigen, die gleichwohl die Maschinerie der unablässigen Vergangenheitsbewältigung in Gang gesetzt hätten, würden dies in der Absicht tun, sozialpsychologisch determinierte Komplexe heranzüchten, um diese anschließend in den Dienst bestimmter politischer Ziele zu stellen. Endstufe sei der entortete Deutsche, der angesichts der NS-Katastrophe nach und nach ein perveres Verhältnis zu den Traditionen seiner Vorfahren entwickle, und dessen Deutschsein man am Ende vor allem daran erkenne, daß er alles sein wolle: Europäer, Weltbürger, Pazifist usw. – nur kein Deutscher mehr. Damit erwies sich die Vergangenheitsbewältigung als konsequente Fortsetzung der nach 1945 von der US-amerikanischen Besatzungsmacht ins Werk gesetzten »Re-education«, also des »Versuchs, den deutschen Volkscharakter einschneidend zu ändern, auf daß die politische Rolle Deutschlands in Zukunft von außen kontrolliert werden könne« (Caspar von Schrenck-Notzing).

Man braucht keine besonders gute Beobachtungsgabe für die Feststellung, daß dieser Versuch einer »Charakterwäsche« der Deutschen heute als weitgehend gelungen angesehen werden kann. Der Prototyp des ferngesteuerten, von historischen Komplexen regelrecht aufgeblähten Deutschen begegnet einem auf Schritt und Tritt. Es gibt keine Talk-Show, kein Lehrerzimmer, keine Redaktionsstube, keinen Seminarraum, wo man sich nicht laufend der zu Tode gerittenen Distanzierungsvokabel »Nazi« bedient, um die Kappung der historischen Entwicklungslinien Deutschlands als »demokratische Errungenschaft« zu feiern. Kurioserweise läßt sich der Bundesbürger durch dieses permanente »Strammstehen vor den politisierten, mythologisierten Begriffen« (Frank Lisson) nicht in seiner

Sascha Schneider: *Das Gefühl der Abhängigkeit*, Öl auf Leinwand, 1920

höchstpersönlichen Glückseligkeit stören, was Johannes Gross einmal zu der paradox-treffenden Bemerkung veranlaßte, »die Bundesrepublik Deutschland (sei) ein übelgelauntes Land, aber ihre Einwohner sind glücklich und zufrieden«. Jenseits dieser privaten Partydauerstimmung, in der man die eigene Vita der Amüsamentsteigerung widmet, weiß der Deutsche von heute aber sehr genau, wo und auf welche Schlüsselworte hin er auf Moll umzuschalten hat: beim Befassen mit dem Dusterdeutschland der Jahre vor Neunzehnhundert-Sie-wissen-schon. Gerät man auf diesem kontaminierten Gelände auch nur unter Verdacht, die geschichtspolitischen Dogmen nicht hinreichend verinnerlicht zu haben oder offenbart man gar Ermüdungserscheinungen bei dem Distanzierungsvolkssport Nummer eins, dem Einprägeln auf die herrlich toten »Nazis«, darf man sich nicht wundern, wenn man eines schönen Tages als »Rechtsextremist« o.ä. aufwacht. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sich zwischenzeitlich die meisten NS-Forschungsfelder in politisch-psychologische »No-go-areas« verwandelt haben, in denen nicht Erkenntnisdrang, sondern penetranter Dogmatismus den (Buß-)Gang der Dinge bestimmt. Der Nationalsozialismus ist daher weiter der zentrale »Negativ-Maßstab der politischen Erziehung« (Martin Broszat) und darf im Sinne derer, die sich der politischen (Ver-)Bildung von bald drei Generationen in Deutschland gewidmet haben und weiter zu widmen sich anschicken, gerade nicht historisiert werden. Gefragt ist moralisch-verschwommene Befindlichkeit, nicht wissenschaftlich-präzise Analyse. Auf diesem Terrain herrscht ein zivilreligiös aufgeladener Machtanspruch, der hinter Kant und die Aufklärung zurückfällt und der in der Geschichte der europäischen Neuzeit ohne Beispiel ist. Auf diesem, von Psycho-Pathologien beherrschten Feld ist »souverän ..., wer über die Einhaltung von Tabus und Ritualen verfügt« (Frank Lisson). Es geht also um Macht und nicht um Wahrheit, um Deutungshoheit und nicht um historische Erkenntnis, um Kampagnenfähigkeit und nicht um seriöse wissenschaftliche Methode. Es geht darum, jeglichen jenseits des aufoktroyierten Neusprechs liegenden, originären geistigen Denkansatz zu dem historischen Phänomen des Nationalsozialismus sofort zu skandalisieren und damit seiner Wirkung zu berauben.

Der seit 1986ff. in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik Deutschland geführte »Streit um Nolte« ist also in seinem Kern keine historische Fachdiskussion, er ist – neben vielen an-



deren Beispielen dieser Art – ein besonders signifikanter Ausdruck eines gesteuerten Debattenablaufs in einem unfreien Land. Noltes Nexus-Theorie ist den Politgewinnlern der deutschen historischen Tragödie 1914ff. ein Dorn im Auge, weil sie durch ihren *actio-reactio*-Ansatz das NS-Singularitätsdogma und den darauf aufbauenden Machtanspruch der Vergangenheitsbewältigung gefährdet. Daß Lenin und erst recht Stalin keine russischen Dalai Lamas waren, wissen zwar alle; die Bedrohung Europas durch den bolschewistischen Ideologiestaat aus dem Osten muß aber aktiv beschwiegen werden, um den dialektischen Prozeß, von dem die Geschichte des Zweiten Dreißigjährigen Krieges 1914–1945 wie kaum eine andere Epoche zuvor bestimmt wurde, zu entkoppeln. Das dient zwar nicht dem historischen Verständnis, befördert aber den Tunnelblick auf die deutschen Untaten, mit dem sich auch im 21. Jahrhundert gute Geschäfte und konkrete Politik machen läßt. Diese selektive, dauerpräzente Vergangenheit darf nicht vergehen. Sie stellt ein wichtiges Instrument dar, auf das auch morgen nicht verzichtet werden kann, soll die Bundesrepublik weiter als ein politisch desorientierter Staat erhalten bleiben, dem die Pflege der deutschen Neurosen wichtiger ist als die Gestaltung der deutschen Zukunft. Deswegen kann es nicht verwundern, daß eben dieses sozialpsychologische Neurosenfeld groteskerweise an Umfang und an Ansteckungskraft in dem Maße zunimmt, wie sich der zeitliche Abstand zum 8. Mai vergrößert. Die seit bald 70 Jahren währende Dauerbesiegung

des Zombies aus Braunau hat freilich ihren Preis: Es ist ein – von dem unablässig rotierenden Freizeit-, Unterhaltungs- und Urlaubskarussell nur mühsam zu übertönendes – Klima der Zukunftslosigkeit in Deutschland entstanden, das durch nichts besser gekennzeichnet wird als durch die Kinderlosigkeit eines Landes, in dem die Attribute deutsch und alt immer häufiger zusammenfallen. Manches spricht dafür, daß die ethnische Abwärtsspirale, in der sich die Deutschen heute befinden, viel zu tun hat mit der mentalen Todessehnsucht, von deren süßlichem Verwesungsduft das unablässige Rattern der Vergangenheitsbewältigungsmaschinerie umschleiert wird. Die Abwicklung der Deutschen (demographische Implosion und »Umvolkung«) ist dabei nur die letzte Konsequenz eines Geschichtsbildes, das den (Auto-) Genozid der Deutschen seit ca. 1970 als gerechte Strafe für das Geschehen vor 1945 auffaßt. Schließlich kann das abstrakt-moralische Gebot, von deutschem Boden dürfe nie wieder Krieg ausgehen, am besten dadurch erfüllt werden, daß die Deutschen von eben diesem Boden ihrer Väter und Vorväter verschwinden, und zwar endgültig. Bei der Vergangenheitsbewältigung geht es somit um alles andere als um historische Erkenntnis oder um wissenschaftliche Seriosität, es geht um Zukunftsverhinderung, »um die Vernichtung alles dessen, was deutsch ist – was deutsch fühlt, deutsch denkt, sich deutsch verhält und deutsch aussieht« (Armin Mohler).

Wer als junger Deutscher zu einem solch aberwitzigen »mourir pour Auschwitz« nicht bereit ist, wird gnadenlos mit der »Hitler-Scheiße« (Martin Walser) zugedeckt und läuft Gefahr, als »Heide der Gedenkreligion des Holocaust« (Peter Furth) über Nacht seine sozialen Beziehungen zu verlieren. Denn wer ein Tabu übertreten hat, wissen wir seit Freud, wird selbst tabu. Die dazu erforderliche braune Lava wurde und wird von den Niemöllers, Eschenburgs, Wehlers, Benz', Knopps *e tutti quanti* seit Jahrzehnten am Blubbern gehalten. Ein Solitär wie Nolte, der – ganz ohne den Mundgeruch der Bewältigungstechnokraten – die historischen Abläufe 1917ff. nüchtern und mit luziden Zwischentönen analysiert, könnte bei diesem Simplifizierungsgeschäft nur stören. Es spielt dann auch keine Rolle mehr, daß es gerade Nolte war, der, weil er Hitler verstanden und nicht zu »bewältigen« versucht hat, das geschichtsphilosophisch Einzigartige des NS-Judenmordes präzise herausgearbeitet hat (*Der Europäische Bürgerkrieg*, S. 514–517). Um die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus –

darunter eine große Zahl patriotischer Reichsdeutscher, für die das Deutschland des Jahres 2012 einen Alptraum dargestellt hätte – geht es den Matadoren der Vergangenheitsbewältigung ohnehin nicht. Ihr Andenken mißbrauchen sie genauso, wie sie jenes an die Männer schänden, die für das Land der Deutschen als Soldaten ihren Kopf hingehalten haben. Das selektive Erinnern und das Nichtvergessenwollen erweist sich dabei als der sicherste Weg, eine Zukunft der Deutschen zu verhindern. Denn die Kraft zur geschichtlichen Existenz eines Volkes setzt stets voraus, daß es den Willen hat weiterzuleben. Und diesen Willen kann ein Volk nur dann behaupten, wenn man ihm ein Recht zubilligt, nicht nur mit anderen, sondern zuallererst mit sich selbst in Frieden zu leben. Das wiederum setzt voraus, daß Wunden verheilen und irgendwann ein mentaler Neuanfang stattfindet. Dieser ist indes nur denkbar, wenn zuvor der an allen Orten und zu allen Zeiten ausschlagende »Nazometer« (Harald Schmidt) endlich ausgeschaltet wird. Das Geheimnis der Versöhnung ist eben nicht die Erinnerung, schon gar nicht die sakralisierte und instrumentalisierte Erinnerung der heutigen Hüter unserer Vergangenheit, die sich anmaßen, noch die deutschen Jahrgänge 2000ff. nach dem Pawlowschen Taktstock der Vergangenheitsbewältigung tanzen zu lassen. Deren Zweck erschöpft

sich heute nicht nur in »der totalen Disqualifikation eines Volkes« (Hellmut Diwald); Ziel dieser 27. Januar-Kultur (ausgerechnet Mozarts Geburtstag!) ist es, das seelische Immunsystem der Deutschen – auch an den 364 übrigen Tagen des Jahres – so weit(er) zu zerstören, daß die Deutschen schließlich die ethnische Verabschiedung von ihrem eigenen Grund und Boden, die Zweite Vertreibung der Deutschen, die in vielen Stadtteilen deutscher Großstädte schon weit fortgeschritten ist, mindestens gleichgültig hinnehmen, wenn nicht gar als »Urteil« der Geschichte begrüßen. Ein altes Kulturvolk Europas, dem die Menschheit in der Musik fast alles, in der neuzeitlichen Philosophie das wesentliche und in den Natur- und Geisteswissenschaften sehr viel zu verdanken hat, wäre dann verschwunden. Ob diese »Endlösung der deutschen Frage« (Robert Hepp) eintritt oder nicht, liegt nicht zuletzt an den Deutschen selbst, denen es freisteht, morgen den Nasenring abzulegen und das zu tun, was für jeden Kirgisen, jeden Katalanen und jeden Kurden selbstverständlich ist: nämlich als Volk frei über die eigene Zukunft zu bestimmen.

Martin Broszat: »Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus«, in: Hermann Graml/Klaus-Dietmar Henke (Hrsg.): *Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte*, München 1986;

Hellmut Diwald: *Die Geschichte der Deutschen*, 1. unpagierte Aufl., Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1978;

Peter Furth: »Schuld und Zivilreligion in Deutschland«, in: ders.: *Troja hört nicht auf zu brennen*, Berlin 2006;

Johannes Gross: »Die Misere der öffentlichen Gefühle«, in: Anton Peisl/Armin Mohler (Hrsg.): *Die Deutsche Neurose*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980;

Frank Lisson: *Homo absolutus. Nach den Kulturen*, Schnellroda 2009;

Armin Mohler: *Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 1968;

Armin Mohler: *Der Nasenring. Im Dickicht der Vergangenheitsbewältigung*, Essen 1989;

Caspar von Schrenck-Notzing: *Charakterwäsche. Die Politik der amerikanischen Umerziehung in Deutschland*, München 1965.